Zeitschrift: Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Landesplanung

Band: 14 (1957)

Heft: 4

Artikel: Die Geburt der Stadt

Autor: Spannuth, Klaus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-783711

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Geburt der Stadt

Von Klaus Spannuth, Berlin-Charlottenburg

«Das Hippodamische System», das zum Begriff des klassischen Städtebaus der Antike geworden ist, besteht, grob umrissen, lediglich aus der planvollen Aneinanderfügung von rechteckigen Wohnquartieren bestimmter Grössen. Diese erfolgt rein additiv und ohne jede Wertung. Zwischen den «insulae» bleiben Wege ausgespart, die nun ihrerseits ein rechtwinkliges «Strassenraster» ergeben. Da mit diesem Begriff heute viel gearbeitet wird, halte ich eine Auseinandersetzung mit der antiken Urform für notwendig. Dazu angeregt worden bin ich durch einen Artikel, den der als «organischer Städtebauer» bekannte Dr.-Ing. H. B. Reichow kürzlich unter dem Titel «Das Ende des Hippodamischen Städtebaus» veröffentlichte. Zweifellos hat dieses sogenannte Hippodamische System den Städtebau bis in unsere Tage hinein beeinflusst, wenn Reichow aber die Idealstadtpläne der Renaissance, den Rasterplan Mannheims, den radialkonzentrischen Karlsruhes, schliesslich die städtebaulichen Konzeptionen des «Dritten Deutschen Reiches» und auch noch den Entwurf Le Corbusiers für seine «ville radieuse» — ich zitiere: «Vom Geist des Hippodamos bestimmt» — sieht, so ist diese Kausalreihe meines Erachtens unhaltbar, da die «bildenden Tendenzen» jeweils andere waren. Selbst nur unter dem Gesichtspunkt des Verkehrs erscheint mir ein Vergleich ihrer ähnlichen Rasterpläne zu oberflächlich, zumal sie sich in der Anlage der Plätze grundlegend unterscheiden.

Hippodamos von Milet, dessen Geburt Armin von Gerkan um 500 v. Chr. ansetzt, arbeitete in jungen Jahren am Wiederaufbau seiner Vaterstadt mit, die 494 v. Chr. durch die Perser zerstört worden war. Dort mag er um 479 v. Chr. die neue, regelmässige Art zu bauen, kennengelernt haben. Später gilt er als Freund der Athener und Schöpfer des Stadtplanes für den Piräus, die Hafenstadt vor Athen (450 bis 440 v. Chr.). Von dem vielbewunderten, regelmässigen, durch Grenzsteine sorgfältig gegliederten Stadtgebilde vermögen wir uns heute keine rechte Vorstellung zu machen, da die Funde fehlen; nur die Richtung der Anlage im grossen lässt sich feststellen. Hippodamos besass im Piräus ein Haus, was aber keine Bürgerrechte für ihn beweist. Als zur Zeit des Perikles alle griechischen Stämme aufgerufen wurden, unter der Führung Athens als Sinnbild der Einheit der gesamten griechischen Welt in Unteritalien eine hellenische Idealstadt zu gründen, entwarf Hippodamos den Stadtplan für Thurioi (443 v. Chr.). Weiter lässt sich seine Spur nicht verfolgen. Reste seiner literarisch bezeugten Tätigkeit sind fast gar nicht auf uns gekommen.

Das von Hippodamos angewandte und nach ihm benannte städteplanerische Prinzip wurde mit Sicherheit nicht von ihm erfunden. Der Milesier gilt lediglich als dessen Theoretiker und Propagator. *Wie* aber und *warum* entstand zu dieser Zeit in den ionischen Kolonien fast plötzlich das oben kurz charakterisierte städtebauliche System? Diese Frage wurde mir immer interessanter: Allein praktische Gründe wie z. B. die Vorzüge des rechten Winkels bei der Vermessung des Geländes (Pythagoras lebte 580 bis 501 v. Chr.), die Einpassung der rechtwinkligen Häuser in ein entsprechendes Raster oder hygienische Gesichtspunkte schienen mir für die Anwendung eines solch strengen Planes nicht hinreichend. Sie allein konnten nicht die bildenden Kräfte sein. Eine Planung an sich wird zwar durch umfangreiche Neugründungen in den Kolonien und den notwendigen schnellen Aufbau nach den Perserkriegen erklärlich, — «aber», ich zitiere noch einmal Dr. Reichow — «die geometrischen Stadtraster vergewaltigten schon damals alle Gegebenheiten des Geländes, darüber hinaus wesentliche Ansprüche eines natürlichen Lebens bis auf den heutigen Tag. Den Grad der Abstraktion, der diesem System innewohnt, kennzeichnet die Tatsache, dass dem rechtwinkligen Raster zuliebe schon die antiken Strassen viele Meter tief das natürliche Gelände, auch wo es felsig war, anschnitten. An seiner formalen Abstraktion kranken wir auch heute noch, selbst wenn die Zeichen dafür gelockertere oder andere geworden sind». Aus diesen Gedanken erwuchsen mir weitere Fragen: Warum hat damals dieser Zwiespalt für die Menschen offenbar nicht existiert? Und warum fand eine von uns heute «klassisch» genannte Zeit ihren Niederschlag in solcher Form?

Erfunden wurde dieses System nicht, aber nichts kommt unzeitig und beziehungslos. Ich will versuchen, Ursprung und Wesen dieses sogenannten Hippodamischen Systems zu finden und möchte Sie bitten, mir auf eine kleine kulturhistorische Exkursion zu folgen. Dabei will ich auch das Wesentlichste über die unregelmässige Stadt vor dem 5. Jahrhundert sagen. Ich glaube, die Zeit, die reif war, solche Frucht entstehen zu lassen, wird uns auch das Geheimnis um deren Geburt erklären.

Die Entstehung der Stadt und die Entwicklung der Polis

Im Vergleich zum germanisch-romanischen Mittelalter lässt sich die Zeit nach den gewaltigen Umwälzungen der griechischen Völkerwanderung als «griechisches Mittelalter» bezeichnen: Auf den Trümmern der ehemals hoch entwickelten Mykenischen Kultur erwächst ein neues Leben. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts begann die zweite grosse griechische Kolonisation, während der sich auf wirtschaftlichem, politischem und sozialem Gebiet so viele neue Kräfte regten, dass sich diese Zeit bis zum 5. Jahrhundert als «Uebergangszeit» absondern lässt (nach Wilcken).

Von der nun entstehenden Kultur, die in Geist und Form rein hellenisch war, führt eine gerade Linie hinauf zu den Höhen der Klassik.

Zunächst setzte aber auf allen Gebieten ein starker Rückgang ein. Im Mutterlande kehrte man (bis in die Zeit Drakons hinein — 624 v. Chr.) zur primitiven Form der «autonomen Hauswirtschaft» zurück. Der Volkskönig, als primus inter pares, trat wieder an die Stelle der absolutistischen, mykenischen Herrscher.

Die wichtigste politische Neuerung des Mittelalters ist die *Stadt*, die als *πόλισ* für das politische Leben der Griechen aller Zeiten bestimmend wurde. Wirkliche Städte im späteren Sinne konnten wohl zuerst im kleinasiatischen Koloniallande gebildet werden, da die Auswanderer nicht durch Traditionen und alte Stammesverfassungen eingeschränkt wurden. Indem sie nun von eroberten festen Siedlungen aus das dazugehörige Landgebiet beherrschten, war das für den Polisbegriff Charakteristische gegeben. Im Mutterlande bestanden sicher schon früher Ansätze städtischen Lebens in den unbefestigten Siedlungen im Schutze der mykenischen Burgen. Durch die zunehmende Verselbständigung der einzelnen Gaue gegenüber den grossen Stammesverbänden wurde der Anstoss zu zwei ähnlichen Vorgängen gegeben, die als «Synoikismos» (*συνοικισμόσ*) bezeichnet wurden: Geschah die Staatenbildung durch den politischen Zusammenschluss benachbarter oder verwandter Dorfgemeinschaften, so entstanden ihre «Metropolen» durch einen analogen Vorgang der Zusammensiedlung zu einem städtischen Gemeinschaftsleben an einem Ort. Beide Gebilde, Staat und Stadt, wurden im Altertum synonym mit *πολίσ* bezeichnet. Charakteristisch für die Polis, wie sie uns später voll entwickelt entgegentritt, sind ihre «Souverität», «Autonomie» und ihre «Autarkis». Nur diejenigen, die innerhalb der Stadt wohnten, die *πολῖται*, mochten ihre Aecker auch ausserhalb liegen, konnten an der Regierung dieses Gemeindestaates teilnehmen, die dank der Konzentrierung viel durchgreifender sein konnte als im früheren Stammesstaat. An die Stelle der alten Wehrversammlung des Stammes trat die städtische Volksversammlung der «Herausgerufenen», die *ἐκκλησία*.

Im Mutterlande können wir «gewachsene» und «gegründete» Städte unterscheiden, während die Kolonisation des 8. Jahrhunderts von vornherein Stadtstaaten entstehen lässt, die vornehmlich Handelsinteressen dienten.

Gliederung und Befestigung der alten Städte

Die Städte besassen nicht selten zwei Zentren, die oft miteinander wetteiferten: Die Burg, als Herrschersitz, und den Markt. An ihm fanden die dem öffentlichen Verkehr und der Verwaltung dienenden Gebäude ihren Platz, ebenso auch die städtischen Heiligtümer, soweit sie nicht an bestimmte Kultorte gebunden waren. Die Bedeutung des Begriffes *ἀγορά* als «Platz der Volksversammlung» oder «Volksversammlung» selbst, ist sekundär. Als die (Unter-) Stadt mehr und mehr den Staat zu repräsentieren begann, beschränkte sich der Begriff *πολίσ* auf sie, während die Burg spezieller *ἀκρόπολισ* genannt wurde, was aber sprachlich nicht ganz einwandfrei ist, da damit früher ganz allgemein der höchste Teil der Stadtbefestigung bezeichnet wurde. Errang nun die städtische Selbstverwaltung die Oberhand, wurden die innerhalb des Mauerringes gelegenen Zitadellen geschleift: Die Bürger duldeten keine Zwingburg in ihrem Gebiet, in der sich Feinde ihrer Freiheit festsetzen konnten.

Als Beispiel hierfür die Befestigung von Eretria: Die Mauer südlich der Punkte A und B ist aus regelmässigen Quadern in 2,60 m Stärke erbaut und bestand im Oberbau aus Lehmziegelmauerwerk.

Der hochgelegene nördliche Teil dagegen, die Akropolis, ist massiv, aber polygonal gebaut und nur 2,10 Meter stark. Dieses Mauerwerk ist ohne Zweifel älter. Von einer südlichen Verbindung der Punkte A und B sind aber kaum Spuren vorhanden. Diese muss jedoch bestanden haben, wurde aber abgetragen, als die Stadt ihren vollständigen Mauerring erhielt.

Aehnliche, aber kompliziertere Vorgänge erlebte in hellenistischer Zeit die Stadt Heraklaia am Latmos, östlich von Milet gelegen. Der Plan nach Gerkan und eine Rekonstruktion von Krischen vermitteln einen Eindruck.

Ein bezeichnendes Merkmal des griechischen Städtebaus ist die von der Bebauung unabhängige Führung der Umwallung. Die Befestigungen folgen den Gegebenheiten der Landschaft und bilden eine unregelmässige, erweiterungsfähige Begrenzung des — wie z. B. in Priene — straffen Kernpunkts. Auch die Entwicklung einer «Befestigungskunst» begann in Ionien; als terminus post quem hat die Einführung der Demokratie zu gelten, die geschützt werden musste.

Vergleiche: Dur Sharrukin (um 730 v. Chr.), Babylon (um 650 v. Chr.); die etruskisch-römische Lagerstadt.

Die Entwicklung der Demokratie in Athen bis zu den Perserkriegen

Als Folge der dorischen Wanderung im 12. Jahrhundert erhält Athen durch den Zustrom weiterer Ionier ein natürliches Uebergewicht. Durch Synoikismos wird ganz Attika Staatsgebiet um die Siedlung der Akropolis, und Athener ist nun jeder freie Attiker, der Ackerland besitzt und sich als Hoplit eine schwere Rüstung beschaffen kann. Durch den räumlichen Zusammenschluss in der Stadt gewinnt der Adel immer mehr an Bedeutung, bis schliesslich 683 v. Chr. das Königtum endgültig abgeschafft wird. An die Stelle des Königs tritt der *Archon*, ein Adliger, der als Jahresbeamter den Vorsitz eines neunköpfigen Archontenkollegiums führt. Eine Kodefikation des Rechtes dieser *ἀριστοκρατία* wurde um 624 v. Chr. durch Drakon vorgenommen, jedoch bald als so reaktionär

empfunden, dass die Forderung nach neuen Gesetzen auftrat. Hierin äussert sich wieder etwas Neues: Der Kampf eines aufstrebenden Mittelstandes gegen den Adel, der sowohl wirtschaftliche, als auch politische Ziele verfolgt. Mit dem Uebergang von junkerlicher Landwirtschaft zum Seehandel und zur Geldwirtschaft — seit 630 werden Münzen geprägt — kommen auch Familien ohne Ahnen zu Geltung und Einfluss. Es bilden sich *Parteien*, die sich 594 auf die Wahl des Solon zum Archon einigen und ihn mit ausserordentlichen Vollmachten ausstatten. Durch Verfassungs- und Gesetzesänderungen sollte er Athen von den «drakonischen Uebelständen» befreien. Darüber bei Schiller nachzulesen, ist nicht nur literarischer Genuss, sondern für manchen modernen Demokraten lehrreich. Solon war der Mann der mittleren Linie. Durch eine vernünftige Bodenreform konnte er Freibauern auf eigenen Höfen ansiedeln und gleichzeitig kommunistische Forderungen nach Aufteilung des attischen Landes verhindern. Seine wichtigste Neuerung war die Einordnung der Bürgerschaft in vier Schätzungsklassen, je nach ihrem Einkommen (eine ähnliche Klassenordnung bestand meines Wissens bei uns um 1900 n. Chr. im preussischen Wahlrecht). Diese «timokratische Ordnung» befriedigte die politischen Forderungen des Volkes und wurde für die Einstufung zum Wehrdienst, die Bemessung der Abgaben und die Verteilung der politischen Rechte grundlegend. Selbst die Angehörigen der vierten Klasse [1] erhielten Zutritt zu den neugegründeten Geschworenengerichten, womit Solon eine Appellation vom Beamtenspruch an das Volksgericht einführte, dessen Urteil endgültig war. Alle Aemter wurden schon seit alters her ehrenamtlich geführt. Ob schon zu Solons Zeiten die sogenannten «Liturgien», das sind unentgeltliche Leistungen für den Staat, bestanden, steht nicht fest. «Jedenfalls ist der schöne Grundgedanke, dass es eine Ehrenpflicht ist, der Allgemeinheit mit Gut und Blut unentgeltlich zu dienen, von der Demokratie aus dem Adelsstaate übernommen worden» (Wilcken, S. 121).

Ueber das Resultat der solonischen Reformen schreibt Schiller: «Athens Verfassung war auf diese Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im strengsten Verstande war das Volk souverän, und nicht bloss durch Repräsentanten herrschte es, sondern in eigener Person und durch sich selbst.»

Wenn auch dieses Idealbild nicht dauerhaft erreicht wurde, so war doch durch die solonische Verfassung die Grundlage der Staatsform geschaffen, die später zu Recht den Namen «Demokratie» erhielt. Inzwischen bildeten sich im Streit um die Archontenwahl drei Parteien: Grossgrundbesitzer, solonischer Mittelstand und das radikale Volk; alle drei unter Führung von Adligen. Als Führer der Radikalen gelang es *Peisistratos* im Jahre 561 eine dauernde Tyrannis zu errichten. Bis zu seinem Tode 528 erlebte Attika eine der glänzendsten Epochen seiner Geschichte: die ionische Kunst fand in Attika Eingang, seine Handelsmacht dehnte sich wieder bis zum Nordrand des Schwarzen Meeres aus. Auf Polykrates auf Samos sei kurz hingewiesen. Kaum waren aber 510 die Peisistratiden mit Hilfe bewaffneter spartanischer Intervention gestürzt, brachen die alten innenpolitischen Parteikämpfe wieder aus. Aus ihnen ging *Kleisthenes* an der Spitze des besitzenden Bürgertums als Sieger hervor. Um den trotz Solon immer noch mächtigen Einfluss des Adels endgültig zu brechen, erliess er eine neue «Phylenordnung». Diese neue Organisaion war die demokratische Grundlage, auf der sich der Staat Athen weiter entwickelte (508/7 v. Chr.). Unter Beseitigung des Vorrechtes der Stadt Athen wurde ganz Attika in drei Teile gegliedert: Stadt, Binnenland und Küste. Jedes Drittel wurde wieder zehnmal unterteilt und je ein Zehntel aus jeder Landschaft zu einer «Phyle» zusammengeschlossen. Diese zehn neuen Territorial-Phylen vereinigten nun die verschiedensten landschaftlichen und politisch-sozialen Gegensätze in sich. Ihre politischen Einheiten wurden neu gebildete Gemeinden oder «Demen» (*δῆμοσ* im lokalen Sinne), die selbständige Kommunen bildeten. Auf dem Bürgerrecht in dieser Gemeinde beruhte fortan das athenische Bürgerrecht; der Bürger wurde nicht mehr nach seiner Sippe, sondern nach dem Demos benannt. Die Gemeindebürger standen sich grundsätzlich alle gleich, doch bestand die timokratische Abstufung nach vier Klassen weiter fort. Für ein Vorrecht des Adels war in dieser Ordnung kein Platz mehr. «Trotzdem sind es faktisch durch die ganze grosse Zeit Athens hindurch, bis auf Perikles, immer Adlige gewesen, die den Staat geleitet haben. Es ist ein Ruhmesblatt der Demokratie dieser Periode, dass sie ohne doktrinäre Befangenheit ihre Staatsleiter aus *den* Kreisen genommen hat, in denen damals, dank alter Kultur und Bildung, die starken Persönlichkeiten zu finden waren. Erst mit *Kleon*, dem Gerbereibesitzer, beginnt in verhängnisvoller Weise die Reihe der prinzipiell, d. h. nach Parteigesichtspunkten, den unteren Schichten entnommenen Führer.» (Wilcken.)

Zu bemerken ist noch, dass die kleisthenische Einteilung keinerlei Rücksicht auf den alten Stadtring Athens nahm.

Zum Schluss meiner Darstellung der politisch-sozialen Entwicklung, deren Kenntnis ich für das Verständnis des Städtebaus überhaupt notwendig halte, da sie die Entwicklung der *πόλισ* ausmacht, möchte ich Ihnen noch einen kurzen Abriss dieser neuen Staatsorganisation geben.

Jede der zehn Phylen stellte ein Infanterie-Regiment, an dessen Spitze ein gewählter «Stratege» stand; diese unterstanden wiederum einem gewählten sogenannten «Oberstrategen». Ferner entsandte jede Phyle 50 Ratsherren in den neuen «Rat der Fünfhundert», bei dessen Wahl die ersten drei Klassen kandidieren konnten. Dieser trat somit als Repräsentant der gesamten Bürgerschaft neben den Archon, der nach wie vor Präsident der Republik blieb. Der unverantwortliche Souverän im Staate war das Volk, das in der Volksversammlung über die Vorlagen des Rates entschied und in den Geschworenengerichten

[1] Proletariat.

unanfechtbare Urteile fällte. Der «Areopag», ehemals die Adelsversammlung um den König, wurde als retardierendes Moment — einer Zweiten Kammer vergleichbar — beibehalten. So hat sich die athenische Demokratie organisch aus den alten Formen entwickelt und ist nicht durch Aufpfropfung fremder Muster begründet worden.

Ich führe den Leser bewusst nur bis an die Schwelle zum 5. Jahrhundert, da bis hierhin die Grundlage aller späteren Formen geschaffen wurde. Die Aenderungen der «radikalen Demokratie» des Perikles — er eröffnete auch der vierten Klasse alle Pforten — erscheinen danach im Prinzip bedeutungslos, ebenso auch die verschiedenen Wege, die in anderen Städten eingeschlagen wurden.

Der Weg der Kunst zur Klassik

Im Vorhergegangenen wurde versucht darzustellen, wie der Grieche langsam seine gesellschaftliche Freiheit errang. In seinem Innern musste sich aber ein entscheidender Wandel vollzogen haben, der mir an der griechischen Plastik deutlich ablesbar scheint:

In geometrischer Zeit unterliegt die Form der Darstellung des Lebens höheren Stilgesetzen. Dargestellt wurde die Gattung, nicht das Individuum. Die archaische Plastik zeigt in ihrer lyrischen Gestimmtheit schon menschliches Empfinden, das uns in seinem berühmten, ergebenen Lächeln ein mythologisches Gefangensein kundtut. Fröhliche Buntheit hat innerhalb dieses Empfindungskreises Raum. Doch zur Zeit der Perserkriege weicht dieses Lächeln aus den Gesichtern, die Mundwinkel ziehen sich leicht abwärts, die Unterlippe wird etwas vorgeschoben: die Formen werden wundervoll vereinfacht und ein herber Zug spiegelt uns eine seelische Tiefe in die Gesichter, wie sie jetzt zum ersten Male zum Ausdruck gebracht wird. Welch bezaubernder Anmut dieser sogenannte «strenge Stil» (480 bis 450) fähig ist, zeigt uns der Kopf der «geraubten Braut» vom Westgiebel des Zeustempels zu Olympia.

Wir treten im 5. Jahrhundert in die Welt einer neuen Bewusstheit ein: «Aus dem Kind wird der Jüngling, dann der Mann. Dies ist der Sinn der sogenannten klassischen Stufe der griechischen Kunst» (Buschor, S. 52). Der expressive, drastische Ausdruck der archaischen Zeit scheint gelähmt: «Haltung, Antlitz und Blick sprechen von einem neuen Wissen um die Gesetze und die Tragik des menschlichen Daseins. Die übergeordnete Welt, die vordem den Menschen von aussen her zu umgeben, zu bedrohen, zu beschützen schien, wird in des Menschen Brust entdeckt, sein ‚Ich' wird zum ‚Mass aller Dinge'.» (Buschor.)

Die geistigen Strömungen

Auch auf religiösem Gebiet herrscht in der «Uebergangszeit» ein stark bewegtes Leben: Die homerische Vorstellung von den schattenhaften Abbildern, die nach dem Tode ohne Bewusstsein ein freudloses Dasein führten, konnte eine Zeit des wachsenden Individualismus nicht mehr befriedigen. Der erwachende Wunsch nach bewusstem Weiterleben im glücklichen Jenseits lässt die Entstehung der «orpheschen Religion» verstehen. Sie trat mit dem Anspruch einer geoffenbarten Religion auf und wollte allen Menschen ein seliges Leben nach dem Tode sichern, *wenn* sie «sündenfrei» lebten. Doch die dogmatischen Festlegungen eines theologischen Systems durch ein Evangelium widersprach den freien Anschauungen der Griechen. Dass der griechische Genius nicht durch Hierarchie und Gedankenzwang behindert wurde, ist das Verdienst einer grossen, geistigen Gegenströmung, die von Ionien (!) ausging: Die *ionischen Naturphilosophen* lehnten Offenbarung und auch die Tradition ab und beanspruchten volle Gedankenfreiheit. Hier traten Männer auf, die die Naturvorgänge nicht mehr mythologisch als Betätigung ihrer Götter erklären wollten, sondern nach der inneren Gesetzmässigkeit der Natur zu forschen begannen. Der Weg vom Mythos zum Logos (im Sinne von Geist) begann. Wenn auch die ersten Fragen nach dem «Urstoff» vorläufig rein spekulativ beantwortet wurden, so ist erstmals der Grund gelegt worden zum Begriff der Wissenschaft, wie wir uns heute noch zu ihm bekennen. *Anaximenes* von Milet vergleicht im 6. Jahrhundert erstmalig die menschliche, leiblich-seelische Gestalt mit dem Kosmos, «Sein» und «Werden» werden unterschieden, ebenso «Stoff» und «Kraft», Materie und Geist. Die Mathematik wird durch Aufstellung von Lehrsätzen zur Wissenschaft erhoben (Pythagoras), und in der Medizin sucht Hippokrates natürliche Ursachen für die menschlichen Krankheiten. Demokrit stellt schliesslich um 500 seine Atomlehre auf.

In skeptische Kritik zu den bisherigen Untersuchungen und Spekulationen der Naturphilosophie trat die «Sophistik», die schliesslich den Menschen in seinen Beziehungen zu seinen Mitmenschen, zum Staate und zu den Göttern in den Mittelpunkt rückte. Eine moderne Erziehung wurde notwendig, um das «Individuum» zur Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten und für den «Kampf des Lebens» zu befähigen. Als wichtigstes Mittel hierzu fanden die Sophisten das «methodische Denken». Ihrer subjektivistischen Auffassung zufolge prägten sie den «Homo-mensura-Satz»: «Der Mensch ist das Mass aller Dinge.» (Protagoras 480 bis 410.)

Die klassische griechische Philosophie wird dann von der «Sokratik» eröffnet, die den Menschen als «sittliches Wesen» (ein neuer Schritt!) zum Gegenstande hat.

«Der Ausbruch»

Man erinnere sich an die Kritik der Abstraktion von Dr. Reichow, die eingangs zitiert wurde. Ein französischer Philosoph des 19. Jahrhunderts — Auguste Comte — hat für die Entwicklung der Menschheit ein «Dreistadiengesetz» aufgestellt. Er unterscheidet ein theologisches, ein metaphysisches und ein

positiv-gesetzmässiges Stadium. Nach meinen Ausführungen befinden wir uns im 5. Jahrhundert v. Chr. im Uebergang vom zweiten zum dritten Stadium, wo auch der systematische Geist des Hippodamos seinen Platz findet. Die kritisierte Abstraktion dürfte also für die Menschen der damaligen Zeit eine Errungenschaft gewesen sein, ihre Fähigkeit dazu ein Fortschritt. Doch geht man sicher zu weit, wenn man den Satz Le Corbusiers «mit Hilfe der Geometrie die Natur zu bezwingen» auf die Antike überträgt.

Mit dieser kulturgeschichtlichen Exkursion sollte gezeigt werden, welch ungeheure Potenzen sich auf allen Gebieten zu Anfang des 5. Jahrhunderts aufgeladen hatten. Ein Blick auf die aussenpolitische Situation vervollständigt das Bild:

Im Kampf gegen die persische Unterdrückung gingen im Jahre 500 v. Chr. vom «ionischen Aufstand» die Impulse auf, die zu den grossen Freiheitskriegen und 20 Jahre später zum entscheidenden Siege über Xerxes führten (479). Damit wurde das letzte Hindernis beseitigt, und von einem «pan-hellenistischen Nationalgefühl» durchdrungen, brachten viele schöpferische Kräfte eine rein griechische Kultur zur Blüte.

Bemerkenswert ist, dass die entscheidenden Impulse dazu aber aus der Berührungszone von Orient und Okzident, also aus Ionien und nicht aus dem griechischen Mutterlande kamen. Sie führten zu einer umfassenden Emanzipation des Menschen, ohne die meines Erachtens die nun folgende kulturelle Hochzeit, von uns «Klassik» genannt, nicht möglich gewesen wäre.

Priene, ein Beispiel des «Hippodamischen Systems»

In Kleinasien am Mykale-Gebirge, gegenüber der Insel Samos, liegt am Südhange über der Mäanderebene die neue Stadt Priene, die um 350 v. Chr. unter ausgesprochenem Einfluss von Athen gegründet wurde. Alle staatlichen Einrichtungen Prienes sind daher den attischen nachgebildet (Schede). Nach der Schlacht am Granikos (334 v. Chr.) kam die Gnade Alexanders des Grossen der Stadt sehr zugute, doch eine grosse Rolle hat sie nie gespielt. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten verlor die Stadt jede eigene Bedeutung, wohl nicht zuletzt dadurch, dass die Küste immer mehr von ihr abrückte.

«Am 29. Oktober 1894 lenkten Kekule und Humann, auf der Rückfahrt von Milet-Didyma nach Sokia begriffen, unterwegs mit den Tscherkessen Jusauf nach Priene ab und blieben dort mehrere Stunden, überrascht von dem Reichtum und der Feinheit der dortigen Ruinen.» So lautet Karl Humanns erste Eintragung in das Tagebuch von Priene. Die Ausgrabungen von 1895 bis 1899 mit Theodor Wiegand brachten die am besten erhaltene Anlage einer griechischen Stadt zutage; ein typisches und reines Beispiel des Hippodamischen Systems.

I. Für die Wahl des Bauplatzes einer regelmässigen griechischen Stadt und die Orientierung ihres Strassennetzes können vier Gesichtspunkte angeführt werden: kultische, fortifikatorische, topographische und hygienische. Erstere lehnt Gerkan als undurchführbar ab. Die hygienischen Forderungen nach guter Besonnung im Winter, guter Durchlüftung, Be- und Entwässerung werden bei einer Hanglage am besten erfüllt. Dadurch ergibt sich die Führung der Längsstrassen parallel zu den Höhenlinien von selbst; in Priene genau ost-westlich. Die kürzeren Querstrassen überwinden die Höhenunterschiede und sind oft als Treppenstrassen ausgebildet. In Priene ist vom südlichen Gymnasium bis hinauf zum Demeter-Heiligtum ein Höhenunterschied von etwa 100 m zu bewältigen. Die Anlage der Stadt erfolgte also rein vernunftmässig.

II. Die Ausbildung der Strassen: Im Gegensatz zur späteren Kaiserzeit sind die hellenistischen Stadtstrassen ohne jede Pracht und von geringer Breite. Ein Mass von 4,44 m — 10 Ellen — scheint sich eingebürgert zu haben. In Priene schwankt ihre Breite zwischen 3,20 m und 4,40 m. Ausserdem haben fast alle Städte eine oder mehrere Hauptstrassen in der Längsrichtung, die sich durch nichts anderes als durch eine grössere Breite auszeichnen. Die bedeutendste führt gewöhnlich am Marktplatz entlang, also tangential und nicht durch ihn hindurch! Dies festzuhalten ist wichtig. In der Westtorstrasse besitzt Priene eine stattliche Hauptstrasse von 7,35 m Breite, die südlichere Quelltorstrasse ist etwa 6 m breit. Diese Hauptstrassen haben mit den typischen Säulenstrassen der spätantiken Städte nichts zu tun; jene sind römisch.

Bei streng chronologischer Betrachtung darf die griechische Stadtstrasse nicht als planbildendes Element von selbständigen oder gar monumentalem Gepräge angesehen werden. Auch die Hauptstrassen dienen nur dem Verkehrszweck! Rückschlüsse aus einem späteren Zustande sind willkürlich. Weder der Planung, noch dem System — das jetzt immer mehr abgebaut erscheinen mag — liegt ein rechtwinkliges Strassennetz oder gar ein Raster als Schema zugrunde! Es gibt keinen cardo und decumanus als Gerippe des Stadtplanes. Keine Achsen! Der Altar auf dem Markt in Priene liegt nur deshalb in der Richtung einer Querstrasse, weil er den Mittelpunkt des Marktes bildet, dieser aber den Raum von zwei Insulae einnimmt. Ausserdem endet diese Steilstrasse im Süden bereits an der zweiten Längsstrasse. Die Strassen dienen also allein dem Verkehrszweck, ihre Wände werden von den schmucklosen, glatten Hausmauern gebildet.

Ebenso bescheiden wie ihre Anlage, war auch die Ausstattung der Strassen in griechischer Zeit. In der Regel waren sie ungepflastert, obwohl eine Pflasterung sicherlich nicht unbekannt war. In Priene wurde in den Hauptstrassen ein grosses Plattenpflaster ohne Schotterung gefunden. Dies war an Stellen notwendig, an denen kein Fels zutage trat, damit der Regen das Erdreich nicht fortwusch. Es ist aber auch möglich, dass manches Stück dieses Pflasters römischer Zeit angehört.

Eine systematische Kanalisation hat es in hellenistischer Zeit (Zeitbegriff nach Droysen) nicht gege-

ben. Die Strassenkanäle in Priene sind meist offene Rinnsteine geblieben; wenn sie auch auf lange Strekken abgedeckt wurden, so geschah dies, um den Verkehr nicht zu behindern. Sie nahmen nur die Abwässer aus den Häusern auf, nicht aber das Regenwasser von den Strassen.

Jedoch in der Wasserversorgung stehen schon die ältesten Städte auf einer hohen Stufe. Priene war im glücklichen Besitz einer nie versiegenden Quelle über der Stadt, deren Wasser in Tonleitungen über Verteilerbassins zu öffentlichen Laufbrunnen geleitet wurde. Einzelne Häuser besassen auch Hausanschlüsse. Das ganze System war eine Niveauleitung ohne Druck.

III. Die wichtigsten Elemente der regelmässigen Städte, die Häuserviertel, haben in den griechischen Städten nach Hippodamischem Muster stets eine mehr oder weniger langgestreckte Form. Sie sind alle jeweils gleich gross und für die Masse des gesamten Stadtplanes bestimmend! Die Strassen wurden beim Entwurf nicht als Achsen abgesteckt, sondern bleiben zwischen den Insulae als Streifen von bestimmter Breite frei. Das ist eine griechische Gepflogenheit, die auch im Entwurf von Gebäuden zum Ausdruck kommt: Die Räume haben stets im Lichten runde Masse, zu denen die Wandstärken als selbständige Beträge hinzukommen. Daraus ergibt sich die wichtige Tatsache, dass die Hauptstrassen bereits bei der Planung in ihrer ausgeführten Breite vorgesehen sein müssen. Wo das nicht der Fall ist, kann mit Sicherheit gesagt werden, dass diese Strassen erst später verbreitert wurden (die Insulae haben dann nicht mehr ihr ursprüngliches Mass).

Ueber die Masse der Häuserquartiere der verschiedenen Städte habe ich (nach Gerkan) eine Tabelle zusammengestellt.

Die Wohnquartiere liegen meist parallel zu den Querstrassen und stossen mit der Schmalseite an die Längsstrassen. Dadurch sparte man an den aufwändigeren Längsstrassen und zog es vor, eine grössere Zahl von untergeordneten Verbindungswegen anzulegen.

Eine Ausnahme bildet Alexandria, die sich durch das ebene Gelände erklären lässt. In Milet haben die Einheitsquartiere zwar auch die Längsrichtung, jedoch wird diese nach Unterteilung durch einen Weg in die Querrichtung geändert. Die Himmelsrichtung spielt dabei keine Rolle, denn unabhängig von der Lage des Einganges ist das Haus immer so angelegt, dass sich der Oikos nach Süden öffnet.

IV. Die Heiligtümer fügen sich in den regelmässigen Städten ausnahmslos der Strassenrichtung, auch wenn diese, wie z. B. in Milet, erheblich von der Ost-West-Richtung abweicht (es sei denn, die Tempel sind älter als der regelmässige Stadtplan). Die Tempelbezirke nehmen, je nach ihrer Grösse, ein oder mehrere Insulae ein. Die Achse des an sich symmetrischen Tempelgebäudes spielt bei der Disposition des Bezirkes keine Rolle. Eine Aufreihung architektonischer Motive auf die Tempelachse gibt es nicht. Die später ausschliesslich herrschende achsiale und zentrale Orientierung von Gebäudegruppen ist der hellinistischen Zeit noch fremd, wie auch die Wohnhäuser vom Peristyltyp keine Hauptachse haben (im Gegensatz zum römischen Atrium-Haus, das symmetrisch ist). Die Einordnung der Gymnasien, des Stadions und des Theaters in den regelmässigen Stadtplan bereitete naturgemäss Schwierigkeiten, so dass sie meist an den Rand der Stadt gelegt wurden; in Priene beim südlichen Gymnasium sogar unter Verzicht auf die Einhaltung der Strassenrichtung.

V. Die wichtigste Frage des griechischen Städtebaus ist die der Platzanlagen.

A. von Gerkan wendet sich mit aller Deutlichkeit gegen falsche Anschauungen, die das Idealbild des hellenistischen Marktbildes in einem freien Rechteck sehen, das von meist zweistöckigen Hallen umgeben und durch Prunktore zugänglich ist.

Die Lage des Marktes ist stets im Herzen der Stadt, das nicht gleichbedeutend mit «Zentrum» zu sein braucht. Für den Marktplatz wurde eine Anzahl von normalen Insulae bestimmt, in Priene zwei. Diese bilden ein Rechteck, das normalerweise mit einer Längsseite an der führenden Strasse lag. Für eine «monumentale» Ausgestaltung, die grundsätzlich gefordert wurde, kamen allein die drei anderen Seiten in Betracht. Daraus ergab sich das Hufeisen als Grundform des einheitlichen griechischen Marktes. Drei rechtwinklig zusammenhängende Säulenhallen bilden am ionischen Markt eine Einheit und lassen keine Strassen zwischen sich münden. Die Fläche des Platzes bleibt unangetastet, die sie um stehenden Bauten bilden einen «Innenraum».

Die Säulenfronten öffnen sich zum Platz hin, während die glatten Wände nach aussen schmucklos dastehen und sich im Aussehen nicht von den meist fensterlosen Mauern der Privathäuser unterscheiden: Ueber einem Quadersockel erhebt sich fast immer einfach verputztes Bruchsteinmauerwerk.

Für die Anordnung der Hallen gibt es drei Möglichkeiten:

a) Die einfachste ist, die Hallen auf dem Platz selbst zu errichten, so dass die ihn begrenzenden Strassen ausserhalb bleiben (z. B. Magnesia).
b) In Priene nehmen die Hallen den Raum der umgebenden Strassen ein und bilden nun ihrerseits den Umgang um den Markt. Die folgerichtige Durchführung beweisen zwei Treppenzugänge, die in der Strassenflucht an den südlichen Ecken des Marktes liegen. Dieselbe Längsstrasse musste nun aber versetzt um die Halle herum geführt werden, um die Verbindung zur südlichen Querstrasse aufrechtzuerhalten. Dieser entspricht wiederum ein Treppenzugang in der Südhalle, doch versteckt sich hier kein Strassenkreuz, wenn auch in der alten Nordhalle ein entsprechender Zugang existiert haben soll (?).
c) Die dritte Lösung schlägt auch die Strassenbreiten zum Marktplatz hinzu und lässt die Hallen innerhalb der angrenzenden Häuserviertel erstehen.

An dieser Stelle ein kurzer Hinweis auf Doxiades: In das regelmässige System des hellenistischen Städte-

baus noch weitere «Regelmässigkeiten» oder beabsichtigte architektonische Effekte hineinzudenken, ist meines Erachtens eine Vorliebe neuester Zeit. Ich habe in den vorangegangenen Abschnitten versucht darzustellen, dass wir den Städtebau der Antike eben nicht mit den Augen unserer Zeit beurteilen dürfen.

An der Nordseite des Marktes bestand eine zweischiffige Halle, die im Gegensatz zum Hufeisen, in dem Kaufläden lagen, ein Amtslokal war. Als doppelte Halle, auf einer um sieben Stufen erhöhten Wandelbahn gelegen, bildete sie eine natürliche Steigerung der einfachen Marktarchitektur. Um 50 v. Chr. wurde die alte Nordhalle durch die grössere Oropherneshalle, auch «heilige Halle» genannt, ersetzt, die nun das Buleuterion massierte. Zur gleichen Zeit wurde auch der Ostflügel der Marktstoa um einen Häuserblock längs der Hauptstrasse erweitert, so dass sich das bei den Ausgrabungen gefundene Bild ergab. Der Markt selbst wurde augenscheinlich wenig betreten und nur bei aussergewöhnlichen Anlässen, die grössere Menschenmassen zusammenführten, benützt. Sonst hielt man sich in den Säulenhallen auf, wo der Handelsverkehr abgewickelt wurde und praktisch der ganze Tagesablauf der «Bürger» stattfand. Mit «Bürger» sind nur die Vollbürger gemeint. In Priene gab es z. B. $\sim$ 80 Insulae mit durchschnittlich vier Grundstücken: $4 \cdot 80 = 320 \rightarrow$ Anzahl der Vollbürger. Die Einwohnerzahl Prienes wird mit 4000 angegeben. Nur Vollbürger bildeten die Volksversammlung im Buleuterion. (Die Stoa' und die sogenannten Peripathetiker haben ihre Namen nach diesem Ort erhalten.) Westlich der Agora ist ein Platz in der Grösse eines halben Häuserblocks ausgegraben worden, der sicherlich als Fleisch- und Fischmarkt gedient hat. Diese Handelsware wurde aus ästhetischen und hygienischen Gründen vom grossen, sogenannten Staatsmarkt ferngehalten. Die Bedeutung des Wortes *αγορά* schliesst demnach beide Funktionen ein: Kaufmarkt und Staatsmarkt. Auf dem Platz des Staatsmarktes wurden im Laufe der Zeit eine grosse Anzahl Ehrendenkmäler aufgestellt; in Priene zunächst längs der Hauptstrasse, später entlang den Säulenhallen.

Dass auf grösseren Märkten auch ganze Tempel errichtet werden konnten, beweist uns der Zeus-Tempel in Magnesia, doch ordnet sich dieser streng der Disposition des Marktes unter.

Armin von Gerkan schreibt: «Es bedurfte erst der Reinkultur der Kunstbestrebungen in den Renaissancezeit, welche an die Stelle der inneren Notwendigkeit die Nachahmung von Vorbildern treten liess, und in der Barockzeit, welche die künstliche Willkür der römischen Kaiserzeit erneuerte, um uns zu verleiten, den griechischen Städtebau in der Gestalt des Hippodamos zu personifizieren und ihm künstlerische Gesichtspunkte zuzumuten, an die er gar nicht hat denken und die er noch weniger hätte durchführen können, wie eine künstlerische Reformation des Privatbaues. Freilich, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fand man auch unsere schnurgeraden Großstadtstrassen mit ihren Sternplätzen schön und triumphierte, weil man glaubte, im Altertum das gleiche zu finden. Heute hat der Geschmack sich gewandelt, noch nicht aber die Auffassung der Hippodamischen Bauweise; man spöttelt gern über die Langweiligkeit des griechischen Stadtplanes, sollte aber einsehen, dass es unzulässig ist, unsere städtebaulichen Misserfolge mit den griechischen Leistungen zu vergleichen: wir haben zwischen 20 m hohen Steinwänden endlose, lärmerfüllte, trotz ihrer Breite eingeengte Strassen ohne Ausblick, damals hatte man schmale, aber luftige Wege zwischen niedrigen Häusern, mit zahlreichen Querstrassen, überall Terrassenbildungen und überragende öffentliche Gebäude, ringsum die reich gegliederte südliche Landschaft, welche durch die bescheidenen Bauwerke dem Blicke kaum entzogen wurde. Dort traten nur die Vorzüge des regelmässigen Strassennetzes in die Erscheinung, für uns sind seine Nachteile zum Fluch geworden.»

Man muss diese Schlüsse Gerkans, besonders in bezug auf die römische Kaiserzeit und die Renaissance, auch kritisch betrachten. Die zum Schluss gezeigte, meines Erachtens sehr geglückte Rekonstruktion der Stadt Priene in ihrer Landschaft, vermag die Schönheit der antiken Lösung zu offenbaren. Für den Griechen der damaligen Zeit war «zweckmässig» gleichbedeutend mit «schön».

Form und Grösse der Häuserviertel

Tabelle nach Gerkan zusammengestellt

	m	Fuß	Verh.	m²
Priene . .	47,20 · 35,40	160 · 120	*4 : 3*	1670
Milet . . .	51,60 · 29,50	175 · 100	*7 : 4*	1520
		(100 · 80	5 : 4	700)
Alexandria .	50,32 · 41,44	170 · 140	6 : 5	2070
Magnesia . .	98,50 · 42,50	300 · 130	9 : 4	(3400)
				1640
Knidos . .	55,00 · 30,00	175 · 100	7 : 4	1650
Surrentum .	88,50 · 59,00	300 · 200	3 : 2	
Heraculaneum	88,00 · 44,00	300 · 150	2 : 1	frag-
Hierapolis .	59,00 · 44,00	200 · 150	4 : 3	lich
Selinunt . .	30,00 · 24,00	100 · 80	5 : 4	

Literaturangabe

Armin von Gerkan: Griechische Städteanlagen, Berlin 1924.
Theodor Wiegand: Priene — Ausgrabungsergebnisse.
Ernst Judeich: Die Topographie von Athen.
Martin Schede: Die Ruinen von Priene, Berlin 1934.
Josef Gantner: Grundformen der europäischen Stadt, Wien 1928.
Doxiades: Griechischer Städtebau (193?).
Dimitrios; Styliaras: Das Hippodamische System in der Antike und seine Anwendbarkeit im heutigen Städtebau. Dissertation an der TH Berlin 1944.
H. B. Reichow: Das Ende des Hippodamischen Städtebaus. «Baukunst und Werkform», Heft 9/55.
E. Kirsten; W. Kraiker: Griechenlandkunde — Ein Führer zu klassischen Stätten, Heidelberg, 1955.
Ullrich Wilcken: Griechische Geschichte im Rahmen der Altertumsgeschichte, München 1951.
Ernst Buschor: Die Plastik der Griechen, Berlin, 1936.
Lübke/Pernice: Kunst der Griechen, 1948.
Friedrich Schiller: Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.